

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 7

Artikel: Meine Schuld [Fortsetzung]
Autor: Glöckler, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir entnehmen diesen Aufsatz der französischen Zeitschrift „Vu“. Wir haben dazu nicht mehr viel zu sagen. Den Gebildeten unter unseren Lesern wird die Freundschaft Oscar Wilde-Alfred Douglas, um die Jahrhundertwende, aus der leider eine Skandalaffäre größten Stils wurde, längst bekannt sein. Auch die tieferen Hintergründe sind durch Wildes „Epistola“, die er im Gefängnis schrieb, durch das Buch von Frank Harris und durch den mißlungenen Verteidigungsversuch Douglas' selbst, den meisten von uns bekannt. Es ist für uns nur außerordentlich erfreulich, von jenseits der Grenzpfähle nicht nur von Hunderten von Verhaftungen zu hören, die deshalb sinnlos sind, weil sie die homoerotische Neigung nie auszurotten vermögen, weil unsere Art ja ohne Vererbung, ohne Verführung, ohne Uebersättigung am anderen Geschlecht doch immer wieder hervorbricht. Wir freuen uns darüber, daß ein französischer Dichter und eine franz. Bühne das Problem (das ja nur so lange eines ist, als Denkfaulheit und Unwissenheit eines daraus machen) so freimütig zur Diskussion stellen. Wir gehen mit dem französischen Berichterstatte nur nicht darin einig, daß das Werk Rostands ein gefährliches Plädoyer bedeute. Gewiß hat Wilde vieles selbst ver-

schuldet; wer die Berührung mit dem Abschaum der Gosse nicht scheut, muß damit rechnen, daß er ihn eines Tages in den Schlamm herunterreißt. Wilde erkennt es erst im Gerichtssaal, und in der Zelle von Reading fühlt er erst, daß auch die homoerotische Liebe kein Spiel der Laune, kein interessantes, blasirtes Getändel ist, keine perverse Modesache... als er um Alfred Douglas weint, weiß er in seiner Einsamkeit, daß er um dieses Menschen Besitz ärmer ist, daß die Hälfte seines Wesens ihn verließ... Wir kennen aus Berichten sein grauenhaftes Sterben in einem elenden Pariser Hotelzimmer und wir wissen, daß Oscar Wilde furchtbar bezahlen mußte, was er am reinen Gefühl gesündigt hatte. Und deshalb glauben wir auch, daß das bitter-ernste Schauspiel seines Lebens auf der Bühne kein gefährliches Plädoyer, auch nicht für den unmündigen Menschen, bedeuten kann. — Dieses neue Werk des französischen Dichters kann nur etwas ungeheuer Wertvolles schaffen: der großen Masse endlich die wirklichen Zusammenhänge unserer Art aufzeigen und den ungeheuren Wust und Ballast von längst überholten Vorurteilen und Anschauungen endgültig zerstören. —

Rudolf Rheiner.

„Die Seite unserer Frauen!“

MEINE SCHULD.

Novelle von Marie Glöckler.

„Annelies schau mich an!“

Langsam hob sie ihr liebes Gesicht zu mir auf und tief tauchten unsere Blicke ineinander. Erschüttert neigte ich mich zu ihr nieder und küßte ihre heiße Stirn.

„Annelies“, sagte ich leise, „Annelies, ich weiß, daß ich dir nicht helfen kann! O, wenn ich es könnte! Mein Leben wollte ich dafür geben! Ja, du hast recht, helfen kann dir niemand. Einmal nur hat es einen Tag gegeben, und ich habe diesen Tag nicht ausgefüllt. Nun kommt er niemals wieder und schon mußt du die Folgen dieses Tages tragen. Du sagst, du könntest nicht mehr? Ich glaube es dir! Etwas Namenloses hat sich in dein Leben gelegt, ein Verhängnis, gegen das du wehrlos bist, eine Angst, die dich verfolgt, eine Last, die dich zur Erde beugt. So Schweres mußt du nun schon tragen, die große Not schon kennen lernen. Aber eines kennst du noch nicht und sollst es auch nie kennen lernen, Annelies, das ist die Schuld!“

Verständnislos schaute sie zu mir auf.

Ich nickte ihr zu: „Ich habe gewußt, daß du einmal kommen wirst und ich weiß auch, was du mir sagen willst. Ja — ich weiß es!“

„Fräulein Helen, o nicht so — nicht so!“ Annelies schluchzte schmerzlich auf.

„Doch, doch!“ Ich drückte sie wieder auf den Schemel nieder. „Oder dann sage mir, daß ich nicht recht habe! Sage mir, daß du glücklich bist!“

Mit wehem Ausdruck schaute sie von mir weg, dann rief sie bebend aus: „Wenn ich es doch nur könnte — o, wenn ich es könnte!“

„Aber du kannst nicht!“

Verzweifelt schüttelte sie mit dem Kopf und dann klagte sie auf: „Wäre ich doch nicht gekommen, es tut ihnen ja so weh und das — das wollte ich nicht. Aber ich habe sonst niemand, der mich lieb hat, niemand dem ich's sagen kann, und nur sie verstehen mich, nur sie allein und — ich habe sie ja auch so lieb, so lieb!“ Leise weinend legte sie ihren Kopf auf meinen Schoß. Aber dann schaute sie wieder zu mir auf. „Ich will mir ja Mühe geben, ich will versuchen, stark zu werden. Vielleicht geht es doch wieder! Wir sind ja beide so unglücklich, der Werner und ich!“ Sie schloß die Augen und stockend, nach Worte suchend, fuhr sie fort: „Ich kann es auch nicht verstehen. Es ist so etwas Seltsames. Ich — ich kann ihm das nicht sein, was er fordert. Sein Ungestüm erschreckt mich. Ich möchte fliehen, statt ihn zu lieben und mich ihm völlig hinzugeben und wenn er mich küßt, schweigen meine Sinne. O, Fräulein Helen — ich kann das alles nicht verstehen — ich weiß nicht, was das ist!“

„Das ist unser Blut, Annelies!“ Das ist das Verhängnis unseres Lebens!“

„Und davon gibt es keine Rettung?“

„Keine!“

Die Uhr tickte dumpf in die schwere Stille hinein.

„Ich weiß es! Aber wir sind noch so jung, der Werner und ich, und wir haben noch ein ganzes, langes Leben vor uns und das soll nun immer so bleiben, immer, immer?“

„Immer Annelies! — Und daß es so ist, das habe ich getan! Laß mich reden, laß es mich dir endlich bekennen! Ich muß es sagen, wie ich gefrevelt habe!“

Erschrocken schaute sie mich an.

„Ja Annelies, ich allein bin daran schuld, aber Gott weiß, wie ich dabei gelitten habe, wie ich zwischen zwei Mächten stand, die ihr Spiel mit mir getrieben, wie ich in heißer Liebe zu dir dich zu bewachen suchte, vor diesem dunklen Schicksal und deine junge Seele nicht damit beschweren wollte. Ich ließ mich von dem trügerischen Wahn verleiten, daß die Liebe zum Manne in dir erwachsen werde, und daß die Flucht in die Ehe das einzige Mittel sei und darum hielt ich dich nicht zurück. Dann stand noch ein anderes Gebot über mir und dagegen anzukämpfen, hatte ich keinen Mut, denn was hätte ich deiner Mutter antworten sollen, wenn sie mich gefragt hätte, warum ich das tue. Da habe ich mich einzig an den Gedanken geklammert, daß deines Mannes Liebe stärker sei, als deine Natur und darüber siegen werde. Wie ich mich selbst damit betrogen habe, das ist nun dein schweres Los geworden und wird auch immer bleiben; denn wir werden das andere Geschlecht nie lieben können! Und nun sehe ich dich vor mir stehen, ein junges, schönes Weib, an der Schwelle des Lebens, gebunden, alles Glück und alle Freude hast du begraben müssen. Annelies, die Strafe ist groß, aber gerecht! Ich verdiene nur noch, daß du hingehst und mich verachtest!“

Hatte sie verstanden? Still saß sie vor mir, den Kopf tief gesenkt. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn schon brach die Dämmerung herein. Ich hörte nur ein tiefes Seufzen und dann tastete sie langsam nach meiner Hand und hielt sie fest. Stille saßen wir und hörten auf das Pochen unserer Herzen.

„Annelies“, sagte ich leise, „warum gehst du nicht?“

„Weil ich nicht kann“, schluchzte sie schemerlich auf. „O Fräulein Helen — wie weh, wie unendlich weh das alles tut. Ich kann sie doch nicht verachten, sie — die alles für mich getan hat, die mich geliebt und die ich so innig lieb haben muß, weil mein Herz es mir gebietet. Ich habe ja meine Mutter auch lieb, aber es ist eine andere Liebe, und ich habe ihr so wenig Freude gemacht. Wir haben uns so schwer verstehen können, ich war eben so ganz anders, nur sie — nur sie allein haben mich verstanden! Sie waren der Sonnenschein in meiner Jugend, bei ihnen war ich geborgen. O, wie war das immer so schön gewesen! Sie haben sich mit mir gefreut und wie haben sie gelitten und dafür soll ich sie verachten? Nein, nein, das kann ich nicht!“

„Aber ich hätte dich doch bewahren sollen vor dem, das nun dein Lebensschicksal geworden ist!“

„Nein, das hätten sie nicht können! Ich habe es ja doch auch so gewollt und meiner Mutter kann ich auch nicht zürnen. Und jetzt — o, ich will kämpfen, ich will zu verstehen suchen und überwinden, ich will stark sein und alles, alles tragen und auf mich nehmen, aber lassen sie mir nur ihre Liebe und klagen sie sich nie mehr an, das kann ich nicht mehr hören!“ Sie legte ihre feuchte Wange auf meine zitternde Hand.

„Ob du stark genug bist?“ erwiderte ich müde. „Es ist so schwer und du bist noch so jung und der Weg so lang und mühsam!“

„Aber ich geh' ihn ja nicht allein, Fräulein Helen! Sie kommen ja mit — sie bleiben ja bei mir und mit ihnen zu tragen — das — ja, das wird schon gehen — und ich muß ihnen noch etwas sagen — ich weiß es auch erst einige Zeit. Sehen sie, Gott verachtet mich ja nicht, nein, nein, gesegnet hat er mich, und sie sollen die erste sein, die es wissen darf — ich werde ein Kindlein bekommen, ein Gottesgeschenk, das mir sagt, daß er mir nicht zürnt. Er weiß, daß wir nicht schuldig sind, weil wir nicht gesündigt haben, weil wir nur das tun, was unser Blut uns heißt, oder auch verbietet, oder sagen sie mir, ob unsere Liebe Sünde ist?“

Ernst schaute sie in meine Augen.

„Nein, nein, Annelies“, rief ich aus, „unsere Liebe ist keine Sünde und kann nie Sünde sein! Sie ist ja rein und

unbeschwert von sinnlichem Verlangen, nur unsere Seele weiß davon und in innigem Verbundensein macht sie uns reich!“

„Ja“, wiederholte Annelies andächtig, „sie macht uns reich, weil nur wir sie fühlen und verstehen können und uns hinausführt aus des Lebens öder Nüchternheit und sinnlichem Begehren und nun sind wir ja doppelt reich, weil wir uns verstehen und alle Scheu von uns genommen ist!“

Sie schlang ihre Arme um meinen Hals und küßte mich. Glücklich schaute sie mich an. „Und wenn mein Kindlein da ist, wie schön wird es dann sein, Fräulein Helen, nicht wahr sie werden es auch ein wenig lieb haben?“

Da zog ich sie innig an mein Herz und schaute ihr tief in die strahlenden Augen.

„Ja, ja“, stammelte ich, „ich werde es lieb haben — mit meinem ganzen heißen Herzen will ich es lieb haben. Ihr werdet ja mein einziges, großes, unverdientes Glück auf Erden sein — du und dein Kind — du, meine liebe, kleine Annelies!“ —

* * *

Beim trauten Lampenschein saß ich und wartete auf Annelies. Jeden Abend saß ich da und horchte in die stille, schneige Nacht hinaus und wenn dann drunten die Haustüre knackte und leise Tritte über die Treppe huschten, dann öffnete ich langsam die Türe und mit verhaltenem Jubel zog ich mein Glück in meine Arme. So war es nun fast jeden Abend. Immer inniger wurde unser Beisammensein, immer tiefer unser Verstehen, in unseren Herzen sang das Hohelied der Liebe, und wenn wir so beisammen saßen, unsere Hände ineinander gefaltet, wenn Annelies mit seligen Augen zu mir aufschaute, dann lag die Welt so fern, so fern! Dann störte kein Mißton unser Glück; wir waren losgelöst vom trüben Erdenleben, wir gehörten nur uns — nur uns allein. Wie ein offenes Buch lag ihre Seele vor mir und wie rein ihr Denken und Fühlen war, das erfüllte mich immer wieder mit heiligem Erstaunen. Sie war ja immer ein seltsames Mädchen gewesen. Wie oft war sie vor weltlicher Lustbarkeit geflohen. „Es verlangt mich nicht darnach“, hatte sie mir dann gesagt, „es ist alles so öde und schaal“. Es war ihr nur wohl in den ungebundenen Freuden der reinen Natur, in dem fröhlichen Genuß, den Wald und Feld ihr bot, und so war sie groß geworden, unberührt von der Stickluft der Sünde, in die unsere Jugend früh schon hineingedrängt wird ihre Phantasie vergiftet. Sie hatte dem Inhalt ihres jungen Lebens kostbarere Werte schenken wollen; was die Welt ihr bot, befriedigte sie nicht, sie wollte mehr! Und das kam nun in diesen schönen Abendstunden so recht zum Ausdruck! Wie oft überraschte sie mich mit Fragen, die ich kaum beantworten konnte. Ihr Geist beschäftigte sich nun unablässig mit dem Geheimnis unserer Natur. „Man wird es nie ergründen können, Annelies“, sagte ich dann, „das Geheimnis ist zu groß, der Wille Gottes hat uns so geschaffen und darum können wir nicht anders sein!“

Sie schüttelte leise den Kopf und mit tiefem Seufzen bekannte sie: „Und niemals werden wir es überwinden können!“

„Arme Annelies!“

Aber da sprang sie auf und schaute mich an so lieb und sonnig und dann flüsterte sie mir leise ins Ohr: „Ich bin ja gar nicht arm, Fräulein Helen, ich bin ja so reich, so reich, weil ich so glücklich bin!“

Wie schnell die Zeit zerrann! Nur noch kurze Tage und der Frühling war da. Wir hatten fleißig gearbeitet und es fehlte nun nicht mehr viel zur Aussteuer „für unser Kind“, wie Annelies immer sagte.

Sie sprach nun auch von nichts anderem mehr, immer mehr vertiefte sie sich in diese heilige Freude hinein und nahm es an wie ein großes, wunderbares Geschenk.

(Fortsetzung folgt!)

Albert Blum, 7. Jah.